

Vorwort

Selbstbeschreibungen von Menschen, die als behindert gelten

Die Erfahrung von Behinderung ist oft in erster Linie die des Behindert-Werdens durch – wie Fredi Saal sie nennt – „unbehinderte Menschen“ (Saal, 1980, 126), die mit ihren Klischees, Vorurteilen und Stereotypen über „das Wesen von Behinderung“ unterstellen, dass das Leben mit Einschränkungen und Beeinträchtigungen nicht als vollwertig oder gar als zufriedenstellend und erfüllt gelebt und erlebt werden kann. Diese Unterstellung des Defizitären führt nicht nur in der Metapher dazu, dass Rollstuhlfahrer – zumindest sprachlich – an ihren Rollstuhl gefesselt werden, sondern dass viele Menschen, die mit einer Behinderung leben, in erster Linie die Reaktionen ihrer Mitmenschen auf ihr Anders-Sein als behindernd erleben, sie werden behindert (Eberwein, Sasse, 1998). Sich selbst erleben und bewerten sie dagegen oft sehr anders. Zahlreiche Filme¹ oder Publikationen² von bzw. über Menschen mit Behinderungen zeigen dies. Auch in entsprechenden Interviews wird dies sehr oft deutlich. „Ich bin mit mir selbst ganz wunderbar zufrieden“, sagt der 15jährige Jakob aus dem Antoniusheim in Fulda und „ich find Behinderung auch nichts Schlimmes“, nur die Frage, was denn genau seine Behinderung ausmache, kann er nicht beantworten³.

Erklärungen für diese unterschiedliche Wahrnehmung und Bewertung von Behinderung durch „Normale“ (was hier auch immer das Normale sein soll) und durch Menschen mit Behinderungen lassen sich schnell finden:

Nichtbehinderte Menschen – und hier schließe ich ausdrücklich auch die meisten professionellen SonderpädagogInnen mit ein – denken und arbeiten mit einem Behinderungsbegriff, der strikt personenbezogen ist, die Behinderung ist die Eigenschaft oder das (oft zusätzlich alles entscheidende) Merkmal einer Person. „Hans-Martin **ist** geistig behindert“ oder „Hans-Martin **hat** eine geistige Behinderung“ lauten die Sprachformeln. Dies hat zur Konsequenz, dass Hans-Martin immer und überall geistig behindert ist, auch wenn er schläft, vor dem Fernseher sitzt, mit seinen Eltern redet, isst und trinkt, im Garten hilft oder mit seinem Hund spazieren geht.

Menschen, denen wir eine Behinderung zuschreiben, erleben diese oft sehr viel relativer. Sie denken beispielsweise nicht in der Dichotomie des Entweder (behindert) – Oder (normal), sondern beschreiben sich im Sowohl – Als Auch. „Ich bin behindert“ sagt Bianca „ich kann nicht vieles. ...Und ich bin auch normal!“ (Palmowski, 2010, 215). Viele von ihnen halten sich selbst nicht für behindert, glauben aber, dass andere dies tun. Manche akzeptieren ihre Schädigung, aber nicht die Zuschreibung von Behinderung: „Ich bin zwar blind“, sagt die fünfzehnjährige Sandra, „aber ich bin nicht behindert.“ (Palmowski, 2010, 8). Und sie benutzen intuitiv oder implizit einen **situativen** Begriff von Behinderung. Behinderung ist eine Erfahrung, die an bestimmte, überfordernde Situationen gebunden ist. Der Rollstuhlfahrer ist in Situationen, in denen er im Büro Versicherungen verkauft oder im Schachclub seine Partien spielt, nicht behindert. Behindert wird er, wenn er mit

¹ Ich vermute, dass die zahlreichen Filme der letzten Jahre, in denen behinderte Menschen in Hauptrollen spielten, die zunehmende Normalität von Behinderung sehr viel stärker begünstigt hat, als die wissenschaftliche und praktische Sonderpädagogik. Als Beispiele seien nur genannt: Forest Gump, Jenseits der Stille, Me too, Erbsen auf halb sechs. Die Liste ließe sich beliebig erweitern.

² Z.B. Brown, 1995; Hunt, 2000; Metroz, 2002,

³ Zitate aus dem Film: Für mich ist Behinderung nichts Schlimmes, BewohnerInnen des Antoniusheimes sprechen über ihre Behinderung, 2004

der Straßenbahn nach Hause fahren will (oder muss), und es kommt keine Niederflurbahn. „Normal bin ich nicht behindert, nur manchmal bekomme ich einen Anfall, wenn ich mich aufrege. Normal geht es mir gut. Sonst aber kann ich alles, was die anderen auch können“ (Wendeler, Godde, 1989, 311). Diese Aussage eines Menschen, der als geistig behindert gilt, lässt sich doch problemlos auf jeden von uns anwenden. Auch ich erlebe mich normal(erweise) nicht als behindert, aber wenn mir alles zu viel wird, mir die Dinge über den Kopf wachsen, ich einen Behördentext mal wieder nicht verstehe, dann kann es schon mal zu einem Anfall kommen. Ansonsten lebe ich so, wie die meisten meiner Mitmenschen auch, mit meinen Beeinträchtigungen, ohne dass ich deswegen besonderem Leidensdruck ausgesetzt bin. Ich verstehe die Relativitätstheorie und manche philosophischen Texte nicht, ich habe kein absolutes Gehör und aus mir ist auch kein Bundesligafußballer geworden (und wird wohl auch keiner mehr). Und trotz alledem bin ich, so wie Jakob oben „mit mir selbst ganz wunderbar zufrieden“ und finde meine Einschränkungen, denen ich ausgeliefert bin, nichts Schlimmes.

Ich glaube, dass es an der Zeit ist – gerade auch in Hinsicht auf die Aktualität des Themas **Inklusion** – unseren Blick auf und unser Denken über das Wesen von Behinderung einer weitreichenden Revision zu unterziehen. Inklusion kann nur gelingen, wenn wir nicht nur sogenannte harte Realitäten verändern, sondern auch unser Denken, unsere Wahrnehmungsmuster, unsere Bewertungen und unsere Voreingenommenheiten. Um diesen Prozess voranzubringen und zu unterstützen, ist es sinnvoll, die zu Wort kommen zu lassen, um die es geht. **Mit** diesen Menschen zu reden, statt – wie in der Sonderpädagogik nach wie vor üblich – über sie. Deshalb werden wir in dieser Reihe Beispiele veröffentlichen von „Gesprächen mit Menschen“ (Sorge, 2010), die in aller Regel aus ihrer Innenperspektive heraus Wirklichkeiten ihrer selbst beschreiben, die oft anders (und viel normaler) sind, als wir oft glauben und unterstellen.

Literatur:

Brown, C., (1956, 1995), Mein linker Fuß, Diogenes, Zürich

Eberwein, H., Sasse, A., (1998), Behindert sein oder behindert werden, Interdisziplinäre Analysen zum Behinderungsbegriff, Luchterhand, Neuwied

Hunt, N., (1966, 2000), Die Welt des Nigel Hunt, Tagebuch eines Jungen mit Down Syndrom, Reinhardt, München, Basel

Metroz, G., (2002), Ich lasse mich nicht behindern, Scherz, Bern

Palmowski, W., Heuwinkel, M., (2000, 2010, 3. Aufl.), Normal bin ich nicht behindert, Wirklichkeitskonstruktionen bei Menschen, die behindert werden, Unterschiede, die Welten machen, Borgmann, Dortmund

Saal, F., (1980), Ist der Behinderte wirklich bedauernswert?, in: Pörksen, N. (Hg.), Therapie, Hilfe – Ersatz – Macht?, Psychiatrie Verlag, Rehburg-Loccum, 125 – 140

Sorge, N., (2010), Gespräche mit Menschen, die für geistig behindert gehalten werden, Borgmann Dortmund